



### Drittes Buch.

Hier werden dem Boethius kräftigere Mittel, zur Stillung der Gemüthsunruhe, gegeben, und ihm, nach der verworfenen falschen Glückseligkeit, die wahre Beschaffenheit derselben gezeigt.

---

Boeth. **S**ie hörte schon auf zu singen, als mich die Anmuth ihres Liedes zum Hören erst recht begierig und aufmerksam machte. Kurz darauf sprach ich: O welch ein grosser Trost für niedergeschlagene Gemüther! den du theils durch die Kraft deiner Lehren, theils durch die Lieblichkeit deiner Gesänge, in mir wieder erwecket hast. Nun getraue ich mir stark genug zu seyn, alle harte Schläge des Schicksals zu ertragen. Ich habe dahero vor den Arzneyen, die du kurz vorher etwas stark nennetest, nicht nur keinen Eckel mehr; sondern ich bin viel  
E 3 mehr

mehr begierig, und bitte dich darum, sie mir zu geben. Ph. Ich habe das schon an dir gemerket, als du mir still und aufmerksam zuhörest; ja, ich habe diesen deinen Gemüthszustand entweder vermuthet, oder, daß ich recht sage, ihn selbst in dir gewirket. Was ich noch zu sagen habe, das ist zwar bitter und unangenehm, wenn man es anfangs kostet: allein, hat man es einmal zu sich genommen, so wird es süß und angenehm. Und da du jezo schon so begierig bist, mir zuzuhören: was würdest du nicht für Lust bekommen, wenn du wüßtest, wohin ich dich zu bringen gedenke. B. Wohin denn? Ph. Zur wahren Glückseligkeit, wovon auch deinem Geiste gleichsam schon träumet. Weil aber deine Augen nur auf sinnliche Dinge gerichtet sind: so kannst du sie selber noch nicht erkennen. B. Ey! ich bitte dich, zeige sie mir doch gleich. Ph. Das will ich dir zu Gefallen gerne thun; ich muß dir aber vorher etwas erklären, das bekannter ist, damit, wenn du solches recht eingesehen hast, du hernach auf das Gegentheil deine Augen richten, und die Beschaffenheit der wahren Glückseligkeit erkennen mögest.

Wer in ein gutes Land fruchtbaren Saamen  
streut,

Wird auch zur Erndtenzeit mit reicher Frucht erfreut,  
Wenn seine Hand vorher dahin bedacht gewesen,  
Vom Ucker Unkraut, Stein, und Disteln, abzulesen.  
Des Honigs Süßigkeit hat der nur recht entdeckt,  
Der erst das Bittere des Wermuthsafts geschmeckt.

Dann

Dann glänzt das Firmament erst recht in fernern  
Höhen,

Wenn nasse Winde nicht geschwärzte Wolken wehen.

Der Tag ergießet sich von Bergen in das Thal,

Wenn vor der Morgenröth, und vor der Sonnen  
Strahl,

Zerstreute Schatten fliehn. Soll also deine Zeiten

Der wahren Güter Werth und ihr Genuß begleiten:

So unterscheide erst der falschen Güter Schein

Von einem wahren Gut, so wirst du glücklich seyn.

**N**achdem sie eine kurze Zeit ihr Gesicht ganz niedergeschlagen, und bey sich selbst nachgedacht hatte, fuhr sie also zu reden fort: Ob Alle Sorgen und Bemühungen der Sterblichen, denen sie sich mit vieler Beschwerde unterziehen, zielen insgesamt auf einen Zweck ab, ob sie gleich unterschiedene Wege darzu erwählen, nämlich, daß sie glücklich seyn wollen. Das ist aber ein solches Gut, nach dessen Erlangung niemand weiter etwas begehren kann. Es ist das höchste Gut unter allen Gütern, und begreift die übrigen alle in sich. Wenn demselben nur etwas fehlte: so könnte es nicht das höchste Gut seyn; weil auffer demselben noch etwas wäre, das man wünschen könnte. Demnach bestehet die wahre Glückseligkeit in dem vollkommenen Besitze und Genusse aller Güter zugleich. Diesen Zustand suchen nun, wie ich bereits gesaget habe, alle sterbliche Menschen auf verschiedene Art und Weise. Denn es

ist den menschlichen Seelen von Natur ein Verlangen nach dem wahren Gute eingepflanzt: aber der verleitende Irrthum führet sie auf falsche Güter. Einige glauben, das sey das höchste Gut, wenn man an gar nichts einigen Mangel habe; daher bemühen sie sich nach dem Ueberflusse des Reichthums. Andere nennen den Besitz hoher Ehrenstellen das höchstzuschätzende Gut, und suchen sich bey ihren Nebenmenschen in Ehrfurcht und Hochachtung zu setzen. Es giebt auch viele, die in hoher Gewalt das höchste Gut suchen; diese wollen entweder selbst herrschen, oder doch denen, die da regieren, zunächst an der Seite stehen. Noch andere, die in dem Ruhme etwas recht grosses suchen, eilen entweder durch Kriegs- oder Friedenskünste nach einem unsterblichen Namen. Die meisten aber beurtheilen das höchste Gut nach dem Maasse der Freuden und sinnlichen Vergnügungen; und diese halten das für den glücklichsten Zustand, wenn sie in Wollüsten zerfliessen können. Es fehlet auch nicht an solchen, die die Endzwecke und Mittel miteinander vermengen, so, daß einige den Reichthum nur wegen der Gewalt und des Vergnügens, oder die Gewalt wegen des Reichthums und grossen Namens willen, verlangen. Auf diese und dergleichen Dinge mehr gehen die Absichten der menschlichen Handlungen und Wünsche, als da sind: der adeliche Stand, und die Liebe des gemeinen Volks, die darum gesucht werden, weil sie einigen Ruhm zu bringen scheinen; ferner, Weib und Kinder, die man des Vergnügens halber

halber wünschet. Freunde aber, welche die aller-  
 edelste Art der Güter ausmachen, werden nicht  
 zu den Gütern des Glücks, sondern der Tugend,  
 gezählet. Das übrige verlangt man entweder  
 der Gewalt oder des Vergnügens wegen. Was  
 die Güter des Leibes betrifft, so muß man sie zu  
 den obigen mit rechnen. Denn die Stärke und  
 Größe des Leibes scheint einen mächtig, die  
 Schönheit und Hurtigkeit beliebt, die Gesund-  
 heit aber fröhlich und vergnügt, zu machen. Und  
 daß in dem allen die wahre Glückseligkeit allein  
 gesucht werde, ist bekannt. Denn wornach einer  
 vorzüglich trachtet, das hält er für das höchste  
 Gut. Wir setzen aber das höchste Gut, nach obi-  
 ger Erklärung, in die Glückseligkeit. Dahero  
 hält ein jeder denjenigen Zustand für glücklich,  
 den er vor andern begehret. Also siehest du deut-  
 lich, worinnen die Menschen ihre Glückseligkeit  
 suchen, nämlich, in Reichthum, Ehre, Gewalt,  
 Ruhm, und Bollust. Und, wenn ein Epiku-  
 rus auf diese Dinge alle blos und allein siehet: so  
 macht er sich die Bollust zu seinem höchsten Gu-  
 te, weil dieselben intsgesamt dem Gemüthe Ver-  
 gnügungen zu bringen scheinen. Aber ich wens-  
 de mich wieder zu den Bemühungen der Men-  
 schen, mit welchen sie aus Unwissenheit das höchs-  
 te Gut suchen. Allein, sie sind wie Trunkene,  
 die nicht wissen, wie sie sich nach Hause finden  
 sollen. Irren denn nun diejenigen, welche sich  
 dahin bemühen, daß ihnen gar nichts mangeln  
 möge? Es kann nichts die Glückseligkeit so gut  
 verschaffen, als ein solcher Zustand, da man alles

im Ueberflusse hat, da einem nichts fehlet, sondern überall genug ist. Oder irren denn die, welche dafür halten, daß das, was das Beste ist, auch der größten Hochachtung würdig sey? Keinesweges. Denn das kann doch gewiß nichts schlechtes oder geringes seyn, worauf die Absichten fast aller Sterblichen gerichtet sind. Soll man denn die Gewalt nicht mit zu den Gütern rechnen? Was denn sonst? Ist denn das für schwach und unvermögend zu halten, das doch bekanntermaassen allen andern Dingen vorzuziehen ist? Ist denn ein grosser Ruhm für nichts zu achten? Man kann es ja nicht in Abrede seyn, daß alles, was sehr vortrefflich ist, auch zugleich Ehre und Ruhm verdiene. Denn, daß sich in der Glückseligkeit nichts ängstliches, trauriges, verdrüßliches und beschwerliches finde, ist wohl nicht nöthig zu sagen, weil man auch in den geringsten Dingen dasjenige sucht, dessen Besitz und Genuß vergnüget. Das sind nun aber die Dinge, nach deren Erlangung die Menschen trachten; und deswegen verlangen sie Reichthum, Würden, Herrschaft, Ehre, und Vergnügungen, weil sie dadurch Genüge, Hochachtung, Gewalt, Ruhm, und Freude, zu überkommen glauben. Demnach ist dasjenige ein Gut, was die Menschen durch so verschiedene Bemühungen suchen: wie kräftig nun die Natur dabey wirke, kann man leicht beweisen, da die Menschen, ob sie gleich verschiedene und mancherley Meynungen davon hegen, doch darinnen miteinander übereinstimmen.

einstimmen, daß sie ein gewisses Gut zu ihrem Endzwecke wählen.

Wie mächtig die Natur stets ihre Triebe zeige,  
Und niemals ohne Noth von ihrer Ordnung weiche,  
Wie unverändert sie ihr festgeknüpftes Band  
In allen stets erhält, macht dieses Lied bekannt.  
Scheint gleich die Grausamkeit des Löwen ganz besieget,

Wenn er nach harter Zucht an schönen Ketten lieget;  
Nimmt er gleich Speis und Trank mit Furcht aus  
dessen Hand,

Der seiner Klauen Macht durch scharfe Schläge band;  
So kömmt die alte Wuth doch bald in ihn zurücke,  
Sein Rachen öffnet sich, bey mörderischem Blicke,  
So bald die wilde Spur die Dunst vom Blute riecht;  
Die Ketten fallen hin, die er, wie Flachs, zerbricht;  
Und dessen Schläge er vorher gezwungen scheute,  
Den macht sein wilder Zahn zu seiner ersten Beute.

Der Vogel, dessen Lied den weiten Wald entzückt,

Wird durch des Voglers List in Netz und Garn verstrickt;

Der sperret ihn mit Lust in ein sehr eng Gehäuse,  
Und forget jeden Tag für angenehme Speise;

Mische

Mischt Zucker in den Trank, und singet seinem Ohr  
Ein ungewohntes Lied mit vieler Mühe vor.

Doch, wenn er durch den Drath des Waldes Schat-  
ten siehet,

So ist sein leichter Fuß nur auf die Flucht bemühet;  
Kein Futter schmecket ihm; er haßt den Zuckertrank,  
Und ist nur für den Wald, und für die Freyheit, krank.

Ein schlangengewachsenes Reis läßt sich mit  
Mühe beugen,

Sein junger Gipfel wird sich bis zur Wurzel neigen;  
Allein, läßt es die Hand, die es gekrümmet, gehn,  
So wird es, wie zuvor, gerad gen Himmel sehn.

Der Sonnenwagen senkt im blauen West sich  
nieder;

Und früh bringt sie den Tag auf güldnen Rossen wieder.  
So folgt ein jedes Ding im Reiche der Natur  
Dem eingepflanzten Trieb; nach der gewohnten Spur  
Eilt jedes da hinaus, wo es erst hergekommen,  
Und suchet seinen Weg, den es zuvor genommen.

**N**uch ihr, ihr sterblichen Menschen, träumet,  
obgleich in unvollkommenen Bildern, von  
euerm Ursprunge und Bestimmung, und erblic-  
cket, wiewohl nicht deutlich, doch aber durch eini-  
ge

ge Vorstellung, das wahre Ziel eurer Glückseligkeit; und ein natürlicher Trieb führet euch zum wahren Gute, ein vielfacher Irrthum aber ziehet euch davon ab. Denn erwäge nur, ob die Menschen durch diejenigen Dinge zu ihrem Zwecke der Glückseligkeit gelangen können, dadurch sie ihn zu erreichen gedenken? Wenn Geld, Ehre, und dergleichen, so etwas verschaffen könnten, dem nichts von allen Gütern fehlte: so wollte ich, auch zugeben, daß einige dadurch glücklich werden könnten. Da sie aber dasjenige zu leisten nicht im Stande sind, was sie versprechen, und ihnen die meisten Güter noch fehlen: sieht man daraus nicht offenbar, daß nur eine falsche Glückseligkeit darinnen anzutreffen ist? Ich frage dich daher selber, der du vor kurzem Reichthum genug besahest, hat denn dein Gemüth bey deinem Reichthume und Ueberflusse niemals einigen Verdruß empfunden, der etwan aus einem erlittenen Unrechte entstanden ist? B. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals so heiter und munter in meinem Gemüthe gewesen wäre, daß mich nicht allezeit etwas beunruhiget haben sollte. Ph. Geschahe es nicht deswegen, weil dir entweder etwas mangelte, das du gerne haben wolltest; oder, weil etwas da war, das du lieber hättest entbehren wollen? B. Ja, es ist andern. Ph. Also wünschest du das Daseyn des erstern, und die Abwesenheit des letztern? B. Ja. Ph. Aber ist's nicht wahr, was einer verlangt, das fehlt ihm noch? B. Freylich hat einer das noch nicht, was er haben will. Ph. Hat denn aber derjenige  
überall

überall genug, dem etwas mangelt? B. Nein.  
 Ph. Du hattest also noch Mangel an einem und dem andern, da du auch reich genug warest? B. Ach ja! den hatte ich. Ph. Also kann der Reichthum nicht machen, daß einem gar nichts mehr fehlete, und man vollkommen zufrieden wäre; dieses war es eben, was er zu versprechen schiene. Hierbei ist auch vornehmlich zu beobachten, daß das Geld an und für sich selbst nicht hindern kann, daß es dem, der es besizet, nicht wider seinen Willen sollte können genommen werden. B. Ich muß es bekennen, das ist wahr. Ph. Warum solltest du das auch nicht bekennen, da es sich täglich zuträgt, daß ein Mächtigerer dem andern dasselbe wider seinen Willen nimmt? denn woher kämen sonst die Klagen vor Gerichte, als daher, weil der immer sein Geld wieder haben will, das ihm, entweder mit Gewalt, oder durch List, wider seinen Willen, von einem andern entwendet worden ist? B. Es ist die Wahrheit. Ph. Dannenhero brauchet er Schutz, daß er sein Geld erhalten kann? B. Wer wird das leugnen können? Ph. Er hätte aber dieses Schutzes nicht nöthig, wenn er das Geld, das er besizet, nicht verlieren könnte? B. Das ist auffer allen Zweifel. Ph. Also zeigt sich nun gerade das Gegentheil. Denn der Reichthum, der einem alles genug geben sollte, der macht vielmehr, daß man sich nach fremden Schutz umsehen muß. Wie kann man aber den Mangel durch Reichthum vertreiben? Hungert etwan einen Reichen gar nicht? Dürstet ihn nicht? Fühlen seine Glieder keine Kälte

und

und Frost? Aber du wirst sagen: Die Reichen haben doch Mittel wider den Hunger, Durst, und Kälte. Ich antworte: Auf solche Weise kann der Mangel nur gelindert, aber nicht ganz vertrieben werden. Denn, wenn derselbe immer gleichsam das Maul aufsperrt, und etwas haben will, womit er gestillet werde: so bleibet ja noch stets etwas, das da befriediget werden kann. Ich will davon nichts sagen, daß die Natur durch sehr weniges, der Geiz aber durch nichts, befriediget wird. Wenn dahero der Reichthum den Mangel nicht vertreiben kann, sondern macht, daß man selbst seinetwegen etwas bedarf: warum bildet ihr euch denn ein, daß ihr dadurch zu einer völligen Genüge gelangen, oder alles genug haben könntet?

Schöpft gleich aus vollen Strömen des Geizes  
farge Hand

Bewährte Goldtinkturen und lauter gülbnen Sand;  
Behängt er Hals und Ohr mit blitzenden Rubinen,  
Und muß des Meeres Grund mit Perlen ihn bedienen;  
Bringt gleich der Kinder Pflügen den Segen hundertfach:

So folgt ihm von dem allen doch nichts im Tode nach.

Allein, grosse Ehrenstellen setzen doch den, der sie erlanget, bey andern in Ansehen und Hochachtung. Sind sie denn nicht auch im Stande, den Gemüthern derer, so sie besitzen, Zugenden

genden einzupflanzen, und Laster daraus zu vertreiben? Nein, sie pflegen die Bosheiten des Gemüths nicht auszurotten, sondern diese fallen nur dabey desto stärker in die Augen. Daher verdrüsset es uns, daß oft die Allerschlimmsten solche erlangen, und Catullus nennet den Nonius, ob er gleich im Rathe sas, deswegen eine Drüse. (Struma). (\*) Also siehest du, was grosse Würden den Boshaften für Schande und Unehre bringen. Ihre Unwürdigkeit käme nicht so an den Tag, wenn sie durch keine Ehrenämter bekannt würden. Hast du wohl selber nach so vielen Verfolgungen endlich können dahin gebracht werden, daß du, nebst dem Decoratus, eine obrigkeitliche Bedienung begleitet hättest, da du das ärgste Gemüth eines schändlichen Lotterbubens und Verleumders an ihm wahrnähmest? Denn man kann ja diejenigen nicht wegen ihrer Ehrenämter für verehrungswürdig halten, die man solcher Ehrenstellen selbst unwerth achtet. Wenn du aber einen sähest, der ein weiser und kluger Mann wäre, würdest du wohl von ihm denken, er sey weder einiger Hochachtung, noch Weisheit, die er besitzt, fähig und würdig? Ich glaube nicht. Denn die Tugend hat ihre eigene Würde, die sie denen, bey welchen sie sich befindet, alsofort mittheilet. Da aber dieses die gemeinen

---

(\*) Struma est congeries ulcerosorum humorum in collo, uel alia parte corporis: Sic Nonius habebat congeriem uitiorum in animo.

nen und vom Volke ertheilten Ehrenstellen nicht thun können: so erhellet, daß sie keine eigene Schönheit der wahren Würde haben. Hierzu kömmt vornehmlich noch dieses: Wenn einer desto unangesehener ist, je mehr er von andern verachtet wird; die hohen Würden aber diejenigen nicht ehrwürdiger machen können, welche sie vor vielen verächtlicher darstellen: so müssen sie, wegen des Ansehens, vielmehr für gottloser und untugendhafter gehalten werden; und dieß nicht unbillig, weil die Lasterhaften den hohen Würden selbst Gewalt anthun, und sie mit ihrer ansteckenden Bosheit bes Flecken. Und damit du noch deutlicher erkennest, daß durch diese schattengleiche Würden die wahre Hochachtung nicht erlanget werde, so erwäge folgendes: Wenn einer, der schon oft Bürgermeister gewesen, ohngefahr unter ausländische und wilde Völker käme, würde er wohl deswegen bey den Barbaren hochgeachtet werden? Wäre aber dieses eine mit hohen Würden natürlich verbundene Eigenschaft: so würde sie nicht von denselben getrennet werden können, unter was für Völkern man sich auch befände; so, wie das Feuer seine erwärmende Kraft an keinem Orte verlieret. Weil aber dieses sich bey jenen nicht findet, daß sie an und für sich einiges Ansehen geben könnten, sondern alles von der thörichten Einbildung der Menschen herrühret: so verschwindet ihr Werth auch also bald in den Augen derer, die dergleichen Würden in ihren Gedanken für keine wahren Würden halten. Dieses geschiehet nun bey auswärtigen

gen Nationen. Bleiben sie denn aber vielleicht da in steter Hochachtung, wo sie ihren Ursprung haben? Auch nicht. Das Amt eines Statthalters war vorzeiten eine ansehnliche Bedienung; jetzt ist es ein bloßer Name, und der Rathskammer eine beschwerliche Bürde. Wer vormals die Korn- und Vorrathskammern des Volks besorgte, der wurde für etwas grosses gehalten; was ist aber jetzt verächtlicher, als dieses Amt? Denn, wie wir kurz vorher gesagt haben, was keine eigene Würde hat, das pflegt sein Ansehen nach der Achtung derer, so damit umgehen, bald zu erhalten, bald zu verlieren. Wenn also Ehrenämter niemanden verehrungswürdiger machen können; wenn sie durch boshafte Besitzer selber verächtlich werden; wenn sie durch die Veränderung der Zeiten ihren Glanz verlieren; wenn sie bey andern Völkern auch nicht geachtet werden: was haben sie denn herrliches und schönes an sich, um dessentwillen man sie begehren sollte, oder das sie andern mittheilen könnten?

Suchte Nero seinen Thron

Gleich mit Purpur anzuschmücken;  
 Ließ er gleich in Kleid und Kron  
 Gold und Edelsteine stecken:  
 So gebahr die Grausamkeit,  
 Die mit Schwelgen sich vereinte,  
 Ihn doch nichts, als Haß und Neid;  
 Alle wurden seine Feinde.

Bosheitsvoll gab seine Hand  
 Durch ihn selbst beschimpfte Würden  
 Männern, die er würdig fand  
 Und geschickt zu schweren Bürden.  
 Aber, wer verehrt ein Amt,  
 Wer kann das für Ehre preisen,  
 Was von bösen Gebern stammt,  
 Und was Menschen sich erweisen?

**K**önnen denn grosse Herrschaften, und die  
 Freundschaft mit Königen, einen nicht mäch-  
 tig machen? Warum das nicht, wenn nur ihre  
 Glückseligkeit beständig dauerte. Aber die vergan-  
 genen sowohl als gegenwärtigen Zeiten sind voll  
 solcher Beispiele, die uns lehren, daß Könige ihre  
 Glückseligkeit mit dem Elende haben vertauschen  
 müssen. O! der vortrefflichen Macht, die zu ih-  
 rer eigenen Erhaltung nicht einmal mächtig ge-  
 nung ist! Soll mit der Herrschaft über Länder  
 und Königreiche die wahre Glückseligkeit verbun-  
 den seyn, muß alsdann diese nicht vermindert  
 werden, und ein elender Zustand erfolgen, wenn  
 sich die Herrschaft nicht über alles erstrecket? Ob  
 aber gleich die menschlichen Herrschaften weit  
 und breit gehen: so müssen doch noch viele Völ-  
 ker übrig bleiben, über die nicht ein jeder König  
 herrschen kann. Wo also die glücklichmachende  
 Gewalt aufhöret, da gehet die Ohnmacht an,  
 welche elend und unglücklich machet. Solcher-  
 gestalt müssen die Könige sehr unglücklich seyn.

Diese Gefahr zu regieren hat der Tyranne Dionysius erkannt, er die furchtbolle Beherrschung der Länder mit dem Schrecken verglichen, welches man wegen eines über dem Haupte an einem dünnen Faden hängenden Schwerdtes haben würde. Was ist das also für eine Gewalt, die die nagenden Sorgen nicht verbannen, und die ängstliche Furcht nicht vermeiden kann? Sie möchten gerne sicher leben, aber sie können nicht; deswegen rühmen sie sich nur der Gewalt. Hältest du denn aber den für mächtig, der zwar gerne etwas thun möchte, aber nicht kann? Ist derjenige gewaltig, dem Trabanten zum Schutze an der Seite gehen müssen; der sich vor denen, die ihn fürchten sollen, selber fürchtet; der, daß er gewaltig scheine, sich der Bedienten Hülfe bedienen muß? Was soll ich hiernächst von den Lieblingen der Könige sagen, da ich die grosse Ohnmacht der Reiche selbst bewiesen habe? welche oft noch bey ihrer Herren königlichem Glück, oft aber auch durch ihren Untergang zugleich mit zum Falle gebracht werden? Nero zwang seinen vertrautesten Freund, den Seneka, daß er sich eine Art des Todes erwählen mußte. Antonius ließ den Papianus, der lange Zeit ein mächtiger Hofmann gewesen war, endlich durch die Soldaten ermorden. Beyde wollten zwar gerne ihre Bedienungen niederlegen; ja, Seneka bot dem Nero seine Güter und Vermögen an, und wollte sich zur Ruhe begeben: Aber die schwere Last ihrer Würde zog sie gleichsam mit Gewalt zu ihrem Untergange, und keiner erhielt,

te, was er verlangte. Was ist das nun für eine Macht, vor der sich die, welche sie haben, selbst fürchten müssen; die einen nicht in Sicherheit setzet, wenn man sie haben will; die man auch nicht los werden kann, ob man gleich gerne wollte? Oder, können Freunde einen schützen, die man nicht durch Tugend, sondern durch das Glück, erlanget hat? Aber, den uns das Glück zum Freunde gemacht hat, den wird das Unglück zu unserm Feinde machen. Welche Pest aber kann wohl schädlicher seyn, als ein Feind, der vorher unser Freund gewesen ist?

Wißt du hier auf Erden  
Groß und mächtig werden:  
Lern vor allen Dingen  
Wilde Leidenschaften zwingen;  
Und den schändden Ketten  
Weicher Wollustbetten  
Mit Gewalt entfliehen,  
Die dich zum Verderben ziehen.

Könntest du mit Schrecken  
Alle Welt bedecken,  
Und in fernen Reichen  
Deine strengen Rechte zeigen;  
Aber doch die Klagen  
Nicht von dir verjagen,  
Noch vor Furcht dich schützen,  
Was wird deine Macht dir nützen?

Wie betrüglich, wie schändlich ist aber nicht auch oft der Ruhm! Daher hat der Tragödienschreiber, Euripides, nicht Unrecht, wenn er ausruffet: O Ruhm! o Ruhm! wie viel tausend nichtswürdige Menschen hast du nicht aufgeblasen und groß gemacht! Denn viele haben oft durch die falsche Meynung des Volks einen grossen Namen davon getragen. Was kann aber schändlicher gedacht werden? Denn wer fälschlich hoch gepriesen wird, der muß nothwendig über seinem Lobe erröthen. Gesezt auch, daß einer sich durch Verdienste Lob erworben hätte: was kann das dem Gemüthe eines weisen Mannes für Trost geben, der seine Glückseligkeit ja nicht nach den Lobeserhebungen des gemeinen Volkes, sondern nach der Rechtschaffenheit seines Gewissens, abmisst? Wenn nun das etwas schönes ist, seinen Namen ausgebreitet zu haben: so muß folgen, daß es schändlich sey, wenn man solches nicht gethan hat. Da aber, wie kurz vorher gesagt worden ist, nothwendig viele Völker seyn müssen, zu denen der Ruhm eines einzigen Menschen nicht kommen kann: so kann der, den du für sehr berühmt hältst, an dem nächsten Orte ganz unbekannt seyn. Ich halte den Ruhm, den das gemeine Volk ertheilet, nicht einmal für würdig, daß man desselben gedenket; weil er weder aus richtigem Urtheile herstammet, noch jemahls lange dauert. Wer siehet nun nicht, wie schlecht und geringe der Name des Adels sey? Betrachtet man ihn in Ansehung des Ruhms, so ist es ein fremder Ruhm. Denn der Adel scheint nichts anders

zu seyn, als ein Lob, das von den Verdiensten der Vorfahren herrühret. Wenn aber das Lob berühmt machet: so müssen diejenigen eigentlich berühmt seyn, von denen man mit vielem Lobe spricht, und die solches verdienet haben. Folglich macht eines andern Lob dich nicht berühmt, wenn du kein eigenes Lob verdienst. Ist ja an dem Adel etwas Gutes, so halte ich dafür, es sey dieses einzige, daß den Adlichen eine Nothwendigkeit aufgelegt zu seyn scheinet, nicht von der Tugend ihrer Ahnen abzuweichen.

Aller Menschen Seyn und Leben  
 Fließt aus einer Quelle her.  
 Einer ist es, ders gegeben,  
 Ders erhält, ist eben der.  
 Er gab in bestimmter Ferne  
 Sonn und Monden Licht und Schein;  
 In dem Himmel sollten Sterne,  
 Und auf Erden Menschen, seyn.  
 Seelen, die vom Himmel kamen,  
 Regen sich in aller Blut.  
 Also ist aus einem Saamen  
 Aller Ursprung rein und gut.  
 Gott erschafft sie ohne Tadel,  
 Und ihr anerschaffner Ruhm  
 Uebertrifft den besten Adel,  
 Und der Ahnen Alterthum.

Drum, was wollt ihr euch erheben?  
 Ihr habt gleiche Herrlichkeit,  
 Wenn ihr nicht durch Lasterleben  
 Eures Adels Schänder seyd.

Was soll ich aber von den Wollüsten des Leibes sagen, die, wenn man sie suchet, lauter ängstliche Mühe, wenn man ihrer aber satt ist, nichts als Reue, verursachen? Was pflegen dieselben nicht für Krankheiten, was für unerträgliche Schmerzen, als eine Frucht und Belohnung der Bosheit, den Leibern derer zuzuziehen, die sie genießen! und ich weis nicht, was ihre Regungen für Anmuth und Vergnügen bey sich haben. Daß es aber mit den Wollüsten einen betrübten Ausgang gewinnet, wird ein jeder leicht begreifen, der sich nur seiner ausgeübten Lüste erinnern will. Sind sie im Stande, einen glücklich zu machen: so kann man ohne Bedenken auch die unvernünftigen Thiere glücklich nennen, deren Triebe gänzlich dahin gehen, wie sie der schändlichen Geilheit des Leibes Genüge thun mögen. Die Lust an Weib und Kindern könnte noch das erbarste Vergnügen seyn; aber ich weis nicht, wer zwar sehr seltsam und hart, doch aber wahr gesprochen, daß er an seinen eigenen Kindern die ärgsten Henker gehabt habe. Ich billige hierinnen die Meynung des Euripides, welcher gesagt hat, daß derjenige im Unglücke glücklich sey, so keine Kinder habe.

Dies

Dies ist der Wollust Eigenschaft,  
 Sie suchet stets ein neu Vergnügen,  
 Wie Bienen, die nach süßem Saft  
 Auf alle Baum und Blumen fliegen.  
 Doch endlich flieht sie, und dem Herzen  
 Verläßt sie tausendfache Schmerzen.

Es ist demnach auffer allen Zweifel, daß die angeführten Wege, zur Glückseligkeit zu gelangen, lauter Abwege sind, und keinen Menschen dahin führen können, wohin sie ihn zu führen versprechen. Ich will nur noch kürzlich zeigen, was sich für Beschwerlichkeiten dabey finden. Wie wirst du es also anfangen müssen, wenn du vieles Geld sammeln willst? Du wirst es dem, der es hat, nehmen müssen. Wie gedenkest du zu grossen Ehrenstellen zu gelangen? Du mußt den, der sie vergeben kann, fußfällig darum bitten; und, wenn du andern vorgezogen werden willst, dich erst durch niederträchtiges Anhalten und Bitten verächtlich machen. Trachtest du nach Gewalt? So mußt du dich den Nachstellungen der Unterthanen aussetzen, und vielen Gefahren unterwerfen. Verlangest du Ehre und Ruhm? So wirst du nach vielen Hindernissen und rauhen Wegen aufhören, sicher zu seyn. Wünschest du dir ein wollüstiges Leben? So bedenke, wer wollte nicht den schändlichen Dienst der schändlichen Lust des Fleisches verabscheuen und verdammen? Auf was für ein nichtiges und vergänglichendes Gut verlas-

sen sich endlich diejenigen nicht, die sich der Gaben des Leibes rühmen! Denn könnet ihr Menschen wohl die Elephanten an Grösse, die Stiere an Stärke, und die Tiger an Geschwindigkeit, übertreffen? Betrachtet doch den weiten Raum, die Festigkeit und geschwinde Bewegung der Himmelskörper, und höret einmal auf, euch über so geringe Dinge zu verwundern. Der Himmel verdienet nicht sowohl wegen gedachter Stücke, als vornehmlich wegen der Ordnung, nach welcher er regieret wird, eure Bewunderung. Wie unbeständig, wie flüchtig ist nicht auch die Schönheit des Leibes! Sie ist hinfälliger, als die Frühlingsblumen. Wenn die Menschen, wie Aristoteles spricht, Luchsaugen hätten, und mit der Schärfe des Gesichts alle Gegenstände durchdringen könnten: würden sie nicht, wenn sie die innersten Theile des Leibes genau betrachteten, selbst an dem äusserlich so schönen Leibe des Alcibiades die größten Häßlichkeiten bemerkt haben? Dannenhero bist du nicht von Natur schön, sondern die Schwäche der Augen, die dich sehen, machet dich schön. Jedoch, rühmet die Gaben des Leibes so sehr ihr wollet; wisset aber nur dieses, daß, was ihr daran bewundert, durch die Hitze eines Dreytägigen Fiebers auf einmal verderbet werden kann. Aus dem allen kann man nun überhaupt den Schluß machen, daß diejenigen Dinge, die weder das Gute, so sie versprechen, verschaffen, noch, wenn man sie alle beysammen hat, vollkommen sind, auch nicht zur wahren Glückseligkeit

tigkeit führen, noch selbst jemanden höchstglücklich  
selig machen können.

Blende Menschen, ach! wie habt ihr euch verirret!

Wo führt der Unverstand euch hin!

Was für ein Selbstbetrug hat euern Geist verwirret!

Wer heget so verkehrten Sinn,

Daß er bewährtes Gold bey grüner Bäume Frucht,

Und reichen Perlensand an blauen Neben, sucht?

Wer wird den Fischen Garn und Netz auf Bergen  
stellen,

Daß seine Mahlzeit kostbar sey?

Und wer verfolgt ein Bild auf bodenlosen Wellen,

Und fällt es durch erhitztes Bley?

Ihr truzet ja beherzt der wilden Fluthen Lauf,

Und deckt mit viel Gefahr der Länder Schätze auf.

Die Lust zu dem Gewinn treibt euch in tiefe Gründe,

Von Perln und güldnem Sand besät;

Ihr wißt, wo man das Blut der Purpurschnecken  
finde,

Das über alle Rötthe geht;

In welchem stillen Fluß, an welchem süßen Strand

Der Fische Heere stehn, ist euch nicht unbekannt.

Allein, das höchste Gut, des Himmels reiche Gaben,

Dahin doch eure Wünsche gehn,

Sind über Erd und Meer und Himmel hoch erhaben,

Und ihr bleibt bey der Erde stehn.

Doch

Doch sucht nach euerm Bahn, ihr thörichten Gemüther,

Das, was ihr Ehr und Reichthum nennt;

Nur seht nach dem Betrug mit Müß erworbner Güter,

Daß ihr die wahren Güter kennt!

**D**ieses mag von der falschen Glückseligkeit genung gesagt seyn; und da du die Beschaffenheit derselben deutlich kennen gelernt: so erfordert die Ordnung zu zeigen, worinnen die wahre Glückseligkeit bestehe. **B.** Ich sehe wohl, daß im Reichthume keine Genüge und Zufriedenheit, in grossen Herrschaften keine Gewalt, in hohen Würden keine Verdienste, im Ruhme keine Ehre, und in den Vollüsten keine wahre Freude, seyn kann. **Ph.** Hast du aber auch die Ursachen davon eingesehen? **B.** Mich dünket zwar, daß ich dieselben in etwas erkannt habe: ich möchte sie aber doch gerne deutlicher von dir vernehmen. **Ph.** Das soll gleich auf folgende Weise geschehen: Der menschliche Irrthum trennet das voneinander, was doch von Natur einfach und untrennbar ist, und verleitet von dem Wahren und Vollkommenen zu dem Falschen und Unvollkommenen. Meynest du denn, daß das, was gar nichts bedarf, fremde Gewaltnöthig habe? **B.** Nein. **Ph.** Du hast Recht; denn, was zu irgend einer Sache nur wenige Kraft hat, das bedarf fremder Hülfe. **B.** Allerdings. **Ph.** Also ist nichts bedürfen, und gewaltig seyn, einerley. **B.** Es scheint so. **Ph.** Was nun also beschaffen ist, meynest du denn,

denn, daß dasselbe zu verachten sey, oder vielmehr vor allen Dingen Hochachtung verdiene? **B.** An dem letztern kann wohl niemand zweifeln. **Pb.** So wollen wir also zur Genüge und Gewalt die Hochachtung setzen, daß wir alles dreyes für eins ansehen können. **B.** Man muß das freylich thun, wenn ich die Wahrheit sagen soll. **Pb.** Hältest du denn aber dieses dreyes für etwas unedles und geringes, oder für etwas rühmenswürdigen? Doch bedenke wohl, daß du nicht meynest, dasjenige, was du, als genugsam, mächtig und verehrungswürdig, schon zugestanden hast, habe keinen Ruhm, den es sich auch nicht verschaffen könne, und scheine deswegen in etwas verächtlicher. **B.** Ich muß freylich zugeben, daß demselben auch der Ruhm nicht fehlen könne. **Pb.** Daraus folgt, daß der Ruhm von den vorigen dreyen nicht unterschieden ist. **B.** Die Folge ist richtig. **Pb.** Was nun keines andern Dinges bedarf, was alles durch seine Kräfte thun kann, was Hochachtung und Ruhm verdienet, muß das nicht auch die größte Freude bringen können? **B.** Allerdings; denn, woher sollte einen solchen Menschen einige Traurigkeit überschleichen? Ich kann mir das gar nicht einbilden; sondern er muß stets voller Freude seyn, so lange er nämlich die obigen Stücke behält. **Pb.** Also sind Genüge, Macht, Hochachtung, Ruhm, und Lust, ganz gewiß solche Dinge, die dem Namen nach zwar unterschieden, in der That aber einerley sind? **B.** Nothwendig. **Pb.** Also trennen die Verkehrten Menschen das, was der Natur nach doch ein

einfach und eins ist; und, indem sie eine Sache, die keine Theile hat, zu theilen sich unterstehen: so können sie weder einen Theil, der ja nicht wirklich ist, noch die ganze Sache, die sie gar nicht verlangen, überkommen. B. Wie geht das zu? Ph. Wer Reichthum verlanget, der fürchtet den Mangel, und bekümmert sich nicht um Macht und Gewalt; er will lieber ungeehrt und ohne Ruhm leben; er beraubet sich auch vieler natürlichen Vergnügungen, daß er nicht um das Geld kommen möge, das er zusammengebracht hat. Aber auf solche Art kann derjenige nicht sagen, daß er alles genung habe, dem es an Macht fehlet, den der Verdruß quälet, der nichts geachtet wird, der in einem verborgenen Winkel steckt, und unbekannt bleibt. Wer blos mächtig zu seyn begehret, der verschwendet sein Vermögen, verachtet die Vergnügungen und alle Ehre, die keine Gewalt hat, fragt auch nichts nach dem Ruhme. Wieviel aber auch einem solchen noch mangelt, kannst du leicht sehen. Denn trägt es sich zu, daß ihm einmal etwas nothwendiges fehlet, daß ihn Unruhe und Sorge naget: so höret auch das auf, mächtig zu seyn, wornach er doch das größte Verlangen trug; weil er diesen Mangel und Unlust nicht vertreiben kann. Eben so kann man auch von der Ehre, dem Ruhme, und den Vergnügungen, oder Bollüsten, den Beweis führen. Denn, da ein jedes von denselben eben das ist, was die übrigen sind: so bekommt einer, der eins ohne die andern haben will, nicht einmal das, was er suchet. B. Was soll

soll er denn thun? Ph. Wenn jemand alles zugleich zu erlangen begehret, der will zwar die allerhöchste Glückseligkeit haben: allein, wird er sie wohl in solchen Dingen finden, von denen wir bewiesen haben, daß sie das, was sie versprechen, nicht leisten können? B. Keinesweges. Ph. Also darf man die Glückseligkeit in denjenigen Dingen gar nicht suchen, welche nur einzeln dieses oder jenes Gut bringen sollen. B. Ich bekenne, daß nichts gewisser, als dieß, gesagt werden kann. Ph. Demnach weist du, worinnen die falsche Glückseligkeit bestehet, du weist auch die Ursachen. Richte nun dein Gemüth auf das Gegentheil: so wirst du, nach meinem Versprechen, auch die wahre Glückseligkeit bald kennen lernen. B. Die kann ja wohl ein Blinder sehen, und du hast sie mir vorher gezeigt, da du die Ursachen der falschen Glückseligkeit zu entdecken suchtest. Denn, wo ich nicht irre, so ist das die wahre und vollkommene Glückseligkeit, die einem Menschen alle Genüge, Macht, Ehre, Ruhm, und Freude, schenket. Und damit du siehest, daß ich alles sehr wohl verstanden habe: so weis ich nun ganz gewiß, daß das die völlige Glückseligkeit sey, welche auch nur eines von den erzählten Stücken in der That zu leisten vermögend ist, weil alle eines und ebendasselbe sind. Ph. O! wie glücklich wirst du nicht, mein Sohn, bey dieser Meynung seyn, wenn du nur noch dieß einzige hinzusetzen wirst! B. Was denn? Ph. Glaubest du wohl, daß etwas unter allen diesen nichtigen und vergänglichlichen Dingen sey, das dergleichen Zustand ver-

verschaffen könne? **B.** Nein, ich glaube nicht; und du hast es schon deutlich genug bewiesen. **Pb.** Also geben die zeitlichen Dinge den Sterblichen nur ein unvollkommenes Bild von dem wahren Gute; das höchste und vollkommene Gut selbst aber können sie nicht geben? **B.** Ich gebe dir meinen Beyfall. **Pb.** Da du nun weißt, welches die wahre und falsche Glückseligkeit sey: so ist noch übrig, daß du auch lernest, worinnen man die wahre Glückseligkeit zu suchen hat. **B.** Das ist es eben, worauf ich schon lange gewartet habe. **Pb.** Weil man aber, wie unser Plato in seinem Timäus haben will, auch in den geringsten Dingen den göttlichen Beystand erbitten soll: was meynest du wohl, daß man thun müsse, wenn man den Sitz des höchsten Guts zu finden gewürdiget werden will? **B.** Man muß den Vater aller Dinge vornehmlich anrufen; denn unterläßet man dieses, so kann man in keiner Sache einen glücklichen Anfang machen. **Pb.** Du hast recht.

**G**ott, dessen Allmachtsband den ganzen Kreis  
der Welt

Durch ewigweise Kraft erschaffen und erhält;  
Du bist der Wesen Grund im Himmel und auf Erden;  
Du machst, daß Zeiten sind, vergehen, und auch werden;  
Bleibst aber, wie du bist, wenn alles sich bewegt.

Du hast aus freyer Macht den Grund der Welt gelegt,

Und

Und aus dem leichten Stoff ein solches Werk erbauet,  
An dem man selbst dein Bild des höchsten Gutes  
schauet.

Von deiner Schönheit zeugt der Schöpfung Glanz  
und Pracht,

Denn auf dein hohes Wort ist alles schön gemacht.  
Ein jeder Theil bezeugt das Wirken deiner Hände.  
Wie weislich hast du nicht der Dinge Elemente  
Vereint, daß sich das Feuer oft mit der Kälte mischt,  
Und das verdorrte Land ein Regenguß erfrischt,  
Damit die leichte Glut nicht allzuhoch aufsteige,  
Und auch der Erden Last nicht in den Abgrund weiche.  
Den dreyfachregen Geist, der alles hier beseulet,  
Hast du nach jeder Art mit einem Leib vermählet.  
Du machst ihn wieder frey, und nach vollbrachtem  
Lauf

Nimmst du ihn, in sich selbst gekehrt, einst wieder auf.  
Denn jede Seele muß, die grossen, wie die kleinen,  
Erst in sich selbst zurück, und dann vor dir erscheinen.  
Die hohen stellest du an den gestirnten Plan,  
Die niedern, die noch nicht nach ihrer Pflicht gethan,  
Verweilen sich, gestraft, so lange noch auf Erden,  
Bis alle durch das Feuer mit dir vereinigt werden.  
Verleih, o Vater, mir die Kraft, damit mein Geist,  
Eh noch des Todes Macht das Lebensband zerreißt,

Durch dich schon hier beglückt in deiner Liebe lebe,  
 Und seinen Blick allein zu deinem Thron erhebe!  
 Vertreibe selbst aus mir die Macht der Finsterniß,  
 Und mach durch deinen Glanz im Guten mich gewiß!  
 Denn nur durch dich kann man zum wahren Gute  
 kommen,  
 Du bist das letzte Ziel, Licht, Heil und Weg der  
 Frommen.

**D**a du nun gesehen hast, worinnen sowohl das unvollkommene als vollkommene Gut bestehet: so muß ich auch zeigen, worauf sich die vollkommene Glückseligkeit gründet. Man muß hier zuerst untersuchen, ob ein dergleichen Gut, wie du kurz vorher beschrieben hast, in der Natur der Dinge seyn könne, damit wir nicht durch ein falsches Bild, das der vorhabenden Sache entgegen ist, betrogen werden. Daß aber ein solches Gut wirklich sey, woher alle andere Güter ihren Ursprung haben, kann nicht geleugnet werden. Denn alles, was unvollkommen genennet wird, das wird wegen der geringern und nöthigern Vollkommenheit also genennet. Wenn sich dahero in allen Arten der Dinge etwas unvollkommenes findet: so muß auch nothwendig etwas vollkommenes darinnen zu finden seyn. Denn ist nichts vollkommenes da, woher sollte denn das unvollkommene entstehen; es läßt sich nicht denken. Die Natur hat ja nicht von unvollkommenen und unvollbrachten, sondern von ganzvollbrach-

brachten und vollkommnenen Dingen ihren Anfang genommen; sie zertheilet sich hernach nur in diese lezten und unvollkommenen Stücke. Siebt es nun, nach vorhergehendem Beweise, eine unvollkommene Glückseligkeit der vergänglichlichen Güter: so muß es auch eine dauerhafte und vollkommene Glückseligkeit geben. **B.** Der Schluß ist untrüglich und gewiß. **Pb.** Wo sie sich aber befinde, davon bemerke folgendes: Der natürliche Verstand der Menschen begreift und beweiset es, daß Gott, der Urheber aller Dinge, gut ist. Denn da nichts gedacht werden kann, das besser wäre, als Gott: so ist dasjenige auffer allen Zweifel gut, über welches nichts bessers gefunden wird. Die Vernunft aber beweiset, daß Gott so gut sey, daß sie auch zugleich darthut, daß das in ihm sich befindende Gute ganz vollkommen sey. Denn wäre dieses nicht: so könnte er nicht der Urheber aller Dinge seyn; Es würde auffer ihm etwas seyn, das besser, als er, wäre, darinnen sich das vollkommene Gute befände; weil dieses eher und älter, als jenes, wäre. Denn wir haben schon gesehen, daß das Vollkommene eher gewesen, als das Unvollkommene. Damit aber die Vernunft nicht in das Unendliche so fortgehe: so muß man bekennen und fest setzen, daß sich in dem allerhöchsten Gott der Inbegriff des höchsten und vollkommnen Gutes finde, oder, daß er ganz davon voll sey. Nun haben wir schon ausgemacht, daß das höchste Gut die wahre Glückseligkeit sey: daher muß die wahre Glückseligkeit in dem höchsten Gott zu finden seyn. **B.** Ich räume alles willig

ein, und es kann nichts dargegen gesagt werden. **Pb.** Allein, sey darauf bedacht, daß du es recht fest und unumstößlich beweisest, daß, wie wir gesagt, der höchste Gott auch der ganze Inbegriff des höchsten Guts sey. **B.** Wie kann ich solches beweisen? **Pb.** Du darfst nicht meynen, als hätte dieser Schöpfer aller Dinge dieses höchste Gut, dessen Fülle bey ihm ist, entweder anderswoher empfangen, oder er besitze es natürlicherweise also, daß du den Gott, der es hat, und die Glückseligkeit, die er hat, als unterschiedene Wesen anzusehen hättest. Denn glaubest du, er habe dieses höchste Gut anderswoher bekommen: so wirst du dasjenige, was etwas gegeben hat, für vortrefflicher halten müssen, als das, was etwas empfangen hat. Wir bekennen aber mit Recht, daß Gott das allervortrefflichste Wesen sey. Danach, wenn zwar dieses Gut von Natur bey ihm zu finden wäre, auf einige Weise aber von ihm unterschieden seyn sollte: so mag einer sagen, wenn er kann, wer denn diese voneinander unterschiedene Wesen miteinander vereiniget habe, da wir von Gott, dem Urheber aller Dinge, reden? Endlich, was von einer Sache unterschieden ist, das ist ja eben diejenige, von der es als unterschieden erkannt wird. Was dahero von dem höchsten Gute, seiner Natur nach, unterschieden, und etwas anders ist, dasselbe ist nicht das höchste Gut. Dieses aber von Gott zu denken, wäre höchstunrecht; weil nichts vortrefflicher und besser ist, als er. Denn es kann schlechterdings keiner Sache Natur oder Wesen besser seyn, als ihr Grund  
und

und Ursprung. Daher kann ich sicher schlüssen, daß dasjenige, was aller Dinge Grund und Ursprung ist, auch seinem Wesen und Natur nach das höchste Gut seyn müsse. B. Ganz recht. Pb. Nun ist schon zugegeben, daß das höchste Gut die wahre Glückseligkeit, oder Seligkeit, sey. B. Ja. Pb. So muß man auch nothwendig bekennen, daß Gott selber diese höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, sey. B. Wie ich den erstern Grundsätzen meinen Beyfall nicht versagen kann: so sehe ich auch die daraus hergeleiteten Folgen deutlich ein. Pb. Bedenke nun, ob nicht hieraus noch stärker bewiesen werden könne, daß zwey voneinander unterschiedene höchste Güter gar nicht seyn können. Denn es ist klar, daß von zwey unterschiedenen Gütern das eine dasjenige nicht ist, was das andere ist: folglich kann keines von beyden vollkommen seyn, weil dem einen das mangelt, was das andere hat. Was aber nicht vollkommen ist, das ist auch offenbar nicht das höchste Gut: also können die Güter, welche die höchsten sind, auf keine Weise voneinander unterschieden seyn. Ferner ist bewiesen, daß die höchste Glückseligkeit, (oder Seligkeit) und Gott, das höchste Gut sey: daher muß eben das die höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, seyn, was die höchste Göttlichkeit ist. B. Man kann der Sache nichts gemäßer und vernünftiger, noch etwas, das Gott anständiger wäre, schlüssen. Pb. Ich will den bewiesenen Wahrheiten, nach der Lehrart der Erdmessen, noch einige Zusätze beysügen. Weil die Menschen durch Erlangung der Seligkeit selig werden;

den; die Seligkeit aber die Göttlichkeit selber ist: so ist offenbar, daß sie durch Erlangung der Göttlichkeit selig oder höchstglücklich werden. Wie sie aber durch Erlangung der Gerechtigkeit gerecht, und durch Erlangung der Weisheit weise werden: so müssen sie auf gleiche Weise, nach erlangter Göttlichkeit, Götter werden. Folglich ist ein jeder Seliger ein Gott. Der Natur und dem Wesen nach ist zwar nur einer; durch Theilnehmung können aber wohl mehrere seyn. (\*) B. Auch dieses ist eine schöne und vortreffliche Wahrheit, du magst sie nun eine Folge aus dem vorhergehenden, oder einen Zusatz, nennen. Ph. Es übertrifft auch dasjenige nichts an Schönheit, was ich aus vernünftigen Ursachen dem noch beizufügen habe. B. Was ist denn dasselbe? Ph. Weil die höchste Glückseligkeit viele Stücke in sich begreift, so ist die Frage: Machen denn

---

(\*) Dieser Ausdruck ist blos aus den platonischen Lehrsätzen entstanden, und darnach muß er hier auch beurtheilet werden. Plato setzte das höchste Gut des Menschen in die Gleichheit mit Gott, worauf die Vergötterung folgte, wenn der Mensch in allen Tugenden es zur Vollkommenheit gebracht hätte. Cleanthes, ein stoischer Philosoph, sagte ausdrücklich: *ἐκ οὗ γὰρ γένος ἐσμεν*, wir sind seines Geschlechts, weil er die Seele des Menschen für einen Theil des göttlichen Wesens irrig hielt. Von eben dieser Redensart in der Apost. Geschichte c. 17. v. 29. Vid. HENR. A SEELEN Medit. Exeget. P. II. p. 312.

denn diese Stücke alle zusammen das ganze Wesen derselben aus, so, daß sie nur aus verschiedenen Theilen bestehet; oder, ist eines unter denselben, das die ganze Seligkeit allein in sich faßet, dahin sich aber die übrigen alle beziehen?

**B.** Ich wollte, daß du mir solches durch Benennung der Stücke selbst etwas deutlicher machtest.

**Ph.** Halten wir die höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, nicht für ein Gut? **B.** Allerdings, und zwar für das höchste Gut.

**Ph.** Gehe nun noch hinzu, daß solches von allen Stücken gesagt werden könne; daß eben diese Glückseligkeit die höchste Genüge, die höchste Macht, Ehre und Ruhm sey, ja auch die Vergnügungen des Leibes werden für eine Glückseligkeit gehalten. Sind denn nun alle diese Güter, Reichthum, Macht, und dergleichen, gleichsam einzelne Stücke der höchsten Glückseligkeit, oder beziehen sie sich auf alle dieselbe, als den einzigen Mittelpunct?

**B.** Ich merke schon, was du mir hierdurch zu untersuchen giebest; aber ich möchte doch deine Meynung davon hören.

**Ph.** Du mußt dir die Sache also vorstellen: Wenn alle diese Dinge Stücke der höchsten Glückseligkeit wären: so müßten sie auch voneinander unterschieden seyn. Denn das ist die Eigenschaft der Theile, daß unterschiedene derselben ein Ganzes ausmachen. Nun ist erwiesen worden, daß alle diese Dinge eins, und ebendasselbe, sind. Folglich sind es nicht Theile; sonst würde es scheinen, als bestünde die höchste Glückseligkeit aus einem einzigen Stücke, welches doch nicht seyn kann.

**B.** Dar-

an ist kein Zweifel; ich erwarte aber nun das übrige. Ph. Es ist klar, daß die übrigen Stücke alle zu dem Gute gerechnet werden. Denn darum trachtet man nach Vermögen und Reichtum, weil man ihn für ein Gut hält; deswegen strebet man nach Gewalt, weil sie ebenfalls für etwas Gutes gehalten wird. Dieß kann man auch von hohen Bürden, großem Ruhme, und Vergnügungen des Leibes, sagen. Also ist die Hauptabsicht und der Bewegungsgrund alles dessen, was man wünschet, das Gute. Denn, was weder in der That, noch dem Scheine nach, etwas Gutes an sich hat, das kann man keinesweges verlangen. Hingegen wird auch nach Dingen getrachtet, die von Natur zwar nicht gut sind, aber doch dafür gehalten werden, als wären sie wahrhaftig gut. Daher muß die Hauptabsicht, das Ziel und die Bewegungsursache, warum man etwas begehret, die Güte einer Sache seyn. Um wessentwillen aber etwas verlangt wird, dasselbe verlangt man am meisten. Wenn z. E. einer der Gesundheit wegen reiten will, so verlangt er nicht sowohl die Bewegung des Reitens, als vielmehr die Wirkung der Gesundheit. Weil nun alles des Guten wegen verlangt wird: so sucht ein jeder das Gute vielmehr selbst, als jene Dinge. Ist es nun ausgemacht, daß dasjenige die höchste Glückseligkeit sey, um wessentwillen alles übrige verlangt wird: so ist es auch diese Glückseligkeit allein, die man suchet. Folglich erhellet hieraus aufs deutlichste, daß das Gute selbst, und die höchste Glückseligkeit, von einer und eben

eben derselben Natur und Wesen sey. B. Ich sehe nicht, was einer darwider einwenden könnte. Ph. Daß aber Gott, und die wahre und höchste Glückseligkeit, oder Seligkeit, einerley und eben dasselbe sey, haben wir bewiesen. B. Ja, das ist geschehen. Ph. Also darf man sicher schließen, daß das Wesen Gottes selbst in dem Guten, und in anders nichts, bestehe.

Kommt alle her, betrogne Seelen,  
 Die die verstellte Lust der Welt  
 In unglückselgen Ketten hält,  
 Um euern eiteln Sinn zu quälen;  
 Kommt her, nach überstandnen Lasten  
 Der Mühe, sicher auszurasen;  
 Lauft in den stillen Hafen ein,  
 Der kann der Müden Freystatt seyn.

Kein Tagus führt in tiefen Gründen  
 Dergleichen kostbar güldnen Sand;  
 Selbst an des Hermus rothem Strand  
 Ist so ein Kleinod nicht zu finden.  
 Kein Indus, dessen reiche Wellen  
 Durch Edelsteine sich erhellten;  
 Kein reicher Gold- und Silberschacht  
 Wird gegen dieses Gut geacht.

Ihr blendend Licht hat die Gemüther  
 Oft dem Verderben nah gebracht.  
 Allein, des Himmels Glanz und Güter  
 Befreyen sie von dieser Macht.  
 Da lernt man alles recht erkennen,  
 Ja selbst die Sonne finster nennen,  
 Wenn jenes reine Himmelslicht  
 Erst recht in unsre Augen bricht.

**B.** Ich bin deiner Meynung; denn es beruhet alles auf sehr wichtigen Gründen.  
**Ph.** Wie hoch wirst du es nicht schätzen, wenn du erkannt haben wirst, was denn dieß Gut selber sey. **B.** Ich werde es unendlich hoch schätzen, weil ich zugleich Gott, der dieses Gut ist, werde kennen lernen. **Ph.** Ich will dir das aufsgewisseste deutlich machen; behalte nur dasjenige fest, was vorher schon bewiesen worden ist. **B.** Ich will es nicht vergessen. **Ph.** Haben wir nicht bewiesen, daß diejenigen Dinge, die von vielen verlangt werden, darum keine wahren und vollkommenen Güter wären, weil sie voneinander unterschieden sind; und, weil dem einen mangelt, was das andere hat: so könne keines das wahre und vollkommene Gut darstellen? daß sie aber alsdenn ein wahres Gut würden, wenn sie gleichsam in eine Form und Wesen gebracht wären, daß das, was Reichthum und Gnüge ist, ebenfalls auch Macht, Ehre, Ruhm, und Vergnügen, wäre? Wenn aber diese Dinge insgesamt nicht  
 eines

eines und ebendasselbe wären: so hätten sie auch nichts von dem an sich, warum man sie begehren könnte? **B.** Es ist alles so deutlich bewiesen worden, daß gar kein Zweifel mehr dargegen statt finden kann. **Ph.** Wenn nun Dinge, die voneinander unterschieden sind, nicht gut sind; alsdenn aber gut werden, wenn sie eines zu werden beginnen; werden sie nun nicht, vermittelst dessen, daß sie eines werden, gut? **B.** Es scheint allerdings so. **Ph.** Räumest du aber auch ein, daß alles, was gut ist, durch Theilnehmung an dem Guten, gut sey, oder meynest du nicht so? **B.** Ich gebe es zu. **Ph.** So mußt du auch zugeben, daß ebendasselbe das Eine und Gute sey. Denn Dinge haben einerley Wesen, deren Wirkung nicht unterschieden, sondern einerley ist. **B.** Das kann ich nicht leugnen. **Ph.** Weist du nun auch, daß ein jedes wirkliches Ding so lange bleibe und bestehe, als es das eine ist; aber wieder aufhöre und vergehe, so bald es das eine zu seyn aufhöret? **B.** Wie gehet dieses zu? **Ph.** Wie zu Exempel bey den Thieren, so lange Leib und Seele vereint und beysammen bleiben, so heist es ein Thier. Wenn aber diese Vereinigung durch Trennung des einen von dem andern aufgehoben wird: so höret es auch selber auf, ein Thier zu seyn. Auch der menschliche Leib selbst wird so lange für einen menschlichen Leib angesehen, als er in einer Form, durch gehörige Verbindung der Glieder, bleibet. Wenn aber die Theile des Leibes voneinander getrennet und abgesondert sind, dadurch das eine selbst aufgehoben

ben worden ist: so höret er auch auf zu seyn, was er vorher gewesen ist. Wirst du die übrigen Dinge auf eben solche Weise durchgehen, so wirst du ohne allen Zweifel finden, daß ein jedes Ding so lange bestehe, als es das eine ist; höret es aber dieß zu seyn auf, so vergeht es. B. Wenn ich mehr dergleichen Betrachtungen anstelle, so finde ich es überall nicht anders. Ph. Ist denn nun wohl etwas, das, seinem natürlichen Triebe nach, nicht gerne bestehen, sondern lieber verderben und untergehen wollte? B. Wenn ich die Thiere betrachte, die nur einige natürliche Kraft haben, zu wollen, und nicht zu wollen: so finde ich keine Ursache, warum sie, ohn äußern Zwang, den Trieb zu bleiben, ablegen, und freywillig ihren Untergang suchen sollten. Denn ein jedes Thier bemühet sich, sein Leben zu erhalten, und hingegen den Tod und Untergang zu vermeiden. Was ich aber von Kräutern, Bäumen, und unbeseelten Dingen, sagen soll, weis ich nicht. Ph. Hier hast du gar nicht Ursache, mit deinem Urtheile im Zweifel zu stehen. Denn, wenn du Kräuter und Bäume betrachtest, so wirst du erstlich finden, daß sie an solchen Orten wachsen, die sich für sie schicken, wo sie, soviel ihre Natur vermag, nicht so leicht verdorren und untergehen können. Denn einige wachsen auf Feldern, andere auf Bergen; einige stehen auf sumpftichem, andere auf felsichtem Boden; noch andere wachsen aus unfruchtbarem Sande hervor, und, wenn man sie an einen andern Ort setzen wollte, so würden sie verdorren. Denn die Natur giebt einem jeden, was  
 sich

sich für dasselbe schicket, und bemühet sich dahin, daß sie die Dinge so lange vor dem Untergange erhalte, als sie dauern können. Was soll ich davon sagen, daß sie ihr Haupt alle gleichsam zur Erde neigen, mit ihren Wurzeln die Nahrung an sich ziehen, und durch den Saft Stärke und Rinde gewinnen? Ja, das weicheste, als das Mark und der Kern derselben, wird allezeit inwendig verwahret; von aussen aber durch festes Holz bedecket. Die ganz äußere Schale aber muß ihnen wider Sturm und Ungewitter zum Schutz und zur Behre dienen. Wie groß ist hernach nicht der Fleis der Natur, daß alles durch Vielfältigung des Saamens fortgepflanzt wird? und wer weis nicht, daß dieses alles gleichsam gewisse Maschinen und Werkzeuge sind, deren sie sich nicht nur auf eine zeitlang, sondern überhaupt gleichsam auf ewig zu bleiben, bedienet. Haben nicht auch die unbeseelten und leblosen Geschöpfe nach dem, was gleichsam das Jhrige ist, ein Verlangen? Warum schlagen die leichten Flammen des Feuers in die Höhe, und, was hingegen schwer ist, sinket zu Boden? Ist nicht darum, weil sich der Ort und die Bewegung zu einem jeden von beyden am besten schicket? Was ferner sich am besten zu dem andern schicket, das erhält auch dasselbe; gleichwie hingegen miteinander streitende Dinge sich selbst aufheben. Was sehr hart ist, als Steine, dessen Theile halten fest zusammen, und widerstehen der Auflösung; was aber flüßig ist, als Wasser und Luft, das giebet zwar leicht nach, und läset sich trennen; es läuft aber geschwind wieder  
zusam

zusammen, um sich mit dem, wovon es getrennet worden ist, wieder zu vereinigen. Das Feuer aber läſſet sich durchaus nicht theilen und trennen. Ich handele jetzt nicht von den freyen Bewegungen des Willens einer vernünftigen Seele; sondern von dem natürlich eingepflanzten Triebe und Wirkung, als z. E. daß wir die genossenen Speisen, ohne daran zu gedenken, verdauen; daß wir, ohne unser Wissen, im Schlafe Odem holen. Denn die Liebe zum Leben kömmt auch nicht einmal bey den lebendigen Kreaturen von dem Willen der Seele her, sondern aus anerschaffenen Grundtrieben der Natur. Oft wählet der Wille aus dringenden Ursachen den Tod, den doch die Natur fürchtet: hingegen hindert der Wille bisweilen auch das, was die Natur stets verlangt, als den Trieb, Kinder zu zeugen, dadurch die Dauer menschlicher Dinge allein erhalten wird. Also entstehet die Liebe zu sich selbst nicht aus einer freyen und vernünftigen Bewegung der Seele, sondern aus einer natürlichen Neigung. Denn die Vorsehung hat ihren Geschöpfen diesen starken und mächtigen Trieb, zu bleiben, eingepflanzt, daß sie von Natur so lange zu bleiben wünschen, als sie können. Daher hast du keine Ursache, zu zweifeln, daß nicht alle Dinge, die da sind, von Natur ein Verlangen haben sollten, stets zu bleiben, und den Untergang zu vermeiden. B. Ich gestehe, daß ich dasjenige nunmehr deutlich einsehe, was mir so lange ungewiß geschienen hat. Ph. Was aber zu bestehen und in seinem Wesen zu bleiben wünschet, das will auch gerne eines seyn.

seyn. Denn bleibt es dieses nicht, so kann auch nichts das seyn, was es ist. B. Das ist wahr. Ph. Derowegen will alles gerne eines seyn. B. Ich habe das schon zugestanden. Ph. Wir haben aber erwiesen, daß dieses einständige Wesen, oder dieses eines, das sey, was gut ist. B. Ja, das ist erwiesen. Ph. Also streben alle Dinge nach dem Guten: welches du auch so beschreiben kannst, daß das eben das Gut sey, wornach alle Dinge ein Verlangen tragen. B. Es kann nichts gewissers gedacht werden. Denn alle Dinge beziehen sich entweder auf nichts, und fallen, ohne Zweck, und gleichsam ohne einen gewissen Führer, bald auf dieses, bald auf jenes; oder, wenn etwas ist, worauf alle ihre Absicht richten, so muß es das höchste Gut unter allen Gütern seyn. Ph. O! wie freue ich mich, mein Sohn, daß du nun recht den Mittelpunkt der Wahrheit getroffen, und deinem Gemüthe eingepräget hast. Du hast nunmehr in dem ein Licht bekommen, was du, nach deinem Geständnisse, vorher nicht einsehen konntest. B. Was denn? Ph. Welches der Zweck und das Ziel aller Dinge sey. Denn das ist es wahrhaftig, wornoch alles strebet; und da wir bewiesen haben, daß dasselbe das Gut sey: so müssen wir auch bekennen, daß der Zweck aller Dinge gut sey.

Will dein forschender Verstand nach verborgner  
Wahrheit spüren,  
Und soll dich des Irrthums Wahn nicht auf falsche  
Wege führen,

So sieh nur auf dich zurücke, schränke deine Sinne  
 ein,  
 Was die Seel von aussen suchet, wird in dir verwahret  
 seyn.  
 Was des Irrthums schwarze Dunst lange Zeit vor dir  
 verborgen,  
 Scheint alsdenn mit hellem Strahl, wie die Sonn  
 am frühen Morgen.  
 Denn die schwere Last des Leibes, die den Geist ver-  
 geflich macht,  
 Hat dich nicht um alles Wissen und um allen Witz ge-  
 bracht.  
 Nein, es liegt der Wahrheitstrieb noch in deiner  
 Brust verdeckt,  
 Und der wird durch Unterricht und durch eignen Fleiß  
 erwecket.  
 Denn, wie könntest du gefragt eine kluge Antwort  
 geben?  
 Muß der Wahrheit Zunder nicht noch in deiner Seele  
 leben?  
 Drum spricht auch der weise Plato recht von dieser  
 Weisheitsspur:  
 Was jetzt einer mühsam lernet, daß erinnert er sich  
 nur.

**B.** Geh pflichte dem Plato hierinnen stark bey;  
 denn du erinnerst mich dessen schon zum  
 zweytenmale. Erstlich, weil ich solches, aus an-  
 gebohrner natürlicher Schwäche, und hernach  
 vor

vor grosser Betrübniß, vergessen hatte. Ph. Wenn du auf das, was oben schon zugegeben ist, zurücksehen willst, so wirst du dich auch dessen leicht erinnern, was du, nach deiner Aussage, lange nicht gewußt hast. B. Was ist denn dasselbe? Ph. Wie, und nach welchen Grundsätzen, die Welt regieret werde? B. Ich erinnere mich, daß ich meine Unwissenheit hierinnen bekannt habe: ob ich nun gleich solches jetzt wohl einsehe, so möchte ich dich doch davon noch deutlicher reden hören. Ph. Du hast kurz vorher ohn allen Zweifel zugegeben, daß die Welt von Gott regieret werde. B. Das sage ich auch noch; ich werde daran niemals zweifeln, und will dir nur kürzlich die Gründe anführen, welche mich, solches zu glauben, bewegen: Diese Welt hätte unmöglich aus so mancherley und widrigen Theilen in eine Form gebracht werden können, wenn nicht einer wäre, der so verschiedene Dinge miteinander vereinigte; diese Verschiedenheit der Naturen würde aber die vereinten Dinge selber aufheben und zertrennen, wenn nicht einer wäre, der das, was er zusammenverbunden hat, beysammen erhielte. Es würde keine so gewisse Ordnung in der Natur herrschen; sie würde ihre Bewegungen nach so verschiedenen Orten, Zeiten, Kräften, Räumen, und Eigenschaften, nicht verrichten können, wenn nicht einer wäre, der, als ein unveränderliches Wesen, diese verschiedenen Veränderungen selbst einrichtete. Dieses Wesen nun, durch das die Geschöpfe bestehen und gedacht werden, nenne ich mit dem ganz ge-

wöhnlichen Namen, **GOTT**. Ph. Da du soviel begreifst, so wirst du, meines Erachtens, wenig Mühe brauchen, dich wieder glücklich, und in deinem Vaterlande zu sehen. Wir wollen aber das, was wir gesagt, in tiefere Betrachtung ziehen. Haben wir nicht die völlige Genüge mit zur höchsten Glückseligkeit gerechnet, und behauptet, daß Gott diese Seligkeit selber sey? B. Ja, das haben wir gethan. Ph. So wird demnach Gott zur Regierung der Welt keiner äußern Hülfe bedürfen: denn hätte er diese nöthig, so wäre er nicht das allergnugsamste Wesen. B. Das ist höchstnothwendig. Ph. Also regieret Gott alles aus eigener Macht? B. Das ist wieder unleugbar. Ph. Nun ist aber bewiesen worden, daß Gott das Gute selbst sey. B. Der Beweis davon ist mir noch im frischen Andenken. Ph. Folglich regieret er alles durch das Gute; weil er alles aus eigener Macht regieret, dessen Güte auch schon bewiesen ist. Und hier findet sich gleichsam das Steuerruder, dadurch die Weltmaschine fest erhalten und regieret wird. B. Ich stimme hierinnen mit dir völlig überein, und habe schon vorher, wiewohl ganz schwach, gemuthmaset, daß du dieß sagen würdest. Ph. Das glaube ich; denn meinen Gedanken nach bist du nunmehr, die Wahrheit zu erkennen, weit begieriger. Was ich aber noch sagen werde, dienet nicht weniger zu genauerer Einsicht derselben. B. Was ist das noch? Ph. Wenn man von Gott mit Recht glaubt, daß er alles nach seiner Güte regiere, und daß alles, wie bewiesen worden

den ist, durch einen natürlichen Trieb auf das Gute abziele: kann man alsdann wohl noch zweifeln, daß alle Dinge frey und ungezwungen regieret werden, sich nach dem Winke ihres Regierers einmüthig richten, und sich seinem Willen in süßer Eintracht gemäs verhalten? B. Das ist nothwendig; denn es würde sonst keine glückliche Regierung seyn, sondern vielmehr ein Joch, das niemand gerne trüge, und keine Wohlfahrt für die, welche gehorchten. Ph. So ist denn nichts, das, sofern es der Natur folgt, Gott entgegen handeln sollte? B. Nein. Ph. Wenn sich auch etwas, solches zu thun, unterfände, würde es wohl etwas gegen ihn ausrichten, da wir, kraft der höchsten Seligkeit, von ihm auch sagen, daß er allmächtig sey? B. Es würde gar nichts ausrichten. Ph. Es ist demnach nichts, das diesem höchsten Gute sich entweder entgegen setzen wollte, oder könnte? B. Ich glaube nicht. Ph. Demnach ist das das höchste Gut, welches alle Dinge so mächtig, als gütig, beherrschet und regieret. B. O! wie vergnügen mich nicht nur deine Beweisgründe und Schlüsse; sondern auch vornehmlich diese Worte selbst, deren du dich bedienst, daß sich endlich die Thorheit, die so vieles dargegen bellet, vor sich selbst schämen muß. Ph. Du hast in der Fabelgeschichte von den Riesen gehöret, daß sie sich einmal vorgenommen, den Himmel zu bestürmen; wie sie aber auch der gütige und starke Gott des Himmels nach ihrem Verdienst, zu Schanden gemacht. Hast du Lust, die Gründe gegeneinander zu halten: so wird vielleicht

aus diesem schönen Streite ein Funke der Wahr-  
heit hervorblicken. B. Nach deinem Belieben.  
Ph. Niemand zweifelt, daß Gott allmächtig sey.  
B. Wer Verstand hat, wird nichts dargegen  
einwenden. Ph. Wer aber allmächtig ist, dem  
wird auch nichts unmöglich seyn? B. Freylich.  
Ph. Kann denn nun Gott auch Böses thun?  
B. Keinesweges. Ph. So muß ja das Böse gar  
nichts seyn; weil es der nicht thun kann, der doch  
alles zu thun vermag? B. Scherzest du denn mit  
mir, da du mich in ein recht verwirrtes Labyrinth  
durch deine Fragen und Schlüsse führest, und  
bald den Rückweg bey dem Ausgange, bald den  
Ausgang bey dem Rückwege und Eingange nimmst;  
willst du etwa hierdurch das bewundernswür-  
digste göttliche Wesen und seine Einheit vorstel-  
len? Denn da du kurz vorher von der höchsten  
Glückseligkeit zu reden anfiengest, so sagtest du,  
das sey das höchste Gut, das in Gott zu finden  
wäre; Gott wäre selber das höchste Gut und die  
vollkommene Seligkeit; und als eine Zugabe setz-  
test du hinzu, daß niemand höchstglücklich sey,  
der nicht zugleich Gott wäre. Ferner sagtest du,  
die Natur des höchsten Guts sey selber das Wes-  
sen Gottes und der höchsten Seligkeit; und das  
eine selbst wäre das höchste Gut, wornach die  
ganze Natur strebte. Du lehrestest auch, daß Gott  
alle Dinge mit dem Zepter seiner Güte regiere;  
daß ihm alles willig gehorche, und nichts von Na-  
tur böse sey: und dieß bewiesest du, nicht mit auß-  
fern, sondern innern Gründen, da immer eines  
aus dem andern richtig folgte. Ph. Ich scherze  
gar

gar nicht mit dir; sondern wir haben nun durch Gottes Beystand, den ich lange deswegen angeruffen habe, eine der allerwichtigsten Sachen ausgeführet. Denn darinnen bestehet das göttliche Wesen, daß es weder auf etwas ausser sich fällt, noch etwas äußerliches an sich nimmt; sondern, wie Parmenides von demselben spricht: Es trage und bewege die gleiche Last immer in ihren Cirkeln herum. Da wir also die Gründe nicht von aussen, sondern von der Natur der Sachen selbst, hergenommen haben: so darfst du dich nicht verwundern, wenn du vom Plato gelernet hast, daß die Worte mit den Sachen, davon man handelt, übereinkommen, und denselben ähnlich seyn müssen.

O höchstbeglückte Seele!

Die jene reiche Quelle  
Des ewigreinen Lichtes  
Ohn Unterlaß beschauet!  
Glückselig, wenn die Fesseln  
Der schweren Erdenlasten  
Den freyen Geist nicht binden!  
Als Dryheus einst die Leiche  
Der ihm geraubten Schöne  
Mit heißen Thränen nezte,  
Und durch die Klagelieder  
So Wald, als Fels, belebte,

Ja, schnell bewegte Flüsse  
 In strenge Fesseln legte:  
 Da wendeten die Rehe  
 Bey grimmig starken Löwen;  
 Die Schüchternheit der Hasen  
 Erschrack nicht vor dem Anblick  
 Auf sie gehefter Hunde,  
 Die durch die süßen Töne  
 So Lauf, als Muth, verlohren,  
 Und ein gelinder Feuer  
 In ihrem Blute fühlten.  
 Doch konnte diese Stärke  
 Der zauberischen Saiten  
 Den Meister selbst nicht zwingen,  
 Daß er den Schmerz vergessen.  
 Es giengen seine Klagen  
 Bald auf den harten Himmel;  
 Bald suchte er beyhm Pluto  
 Die ihm geraubte Hälfte.  
 Er wußte seine Leher  
 Mit aller Kunst zu zwingen,  
 Die er von seiner Mutter  
 Einst selbst gelernet hatte.  
 Was nur der Schmerz vermochte,  
 Von Klagen auszuschütten;  
 Was gegenseitge Liebe

Von Harm und Trauren heget,  
 Das konnte selbst die Herren  
 Der unterirdschen Schatten  
 Durch süße Melobeyen  
 Zum wahren Mitleid bringen.  
 Der dreysachhoffne Rachen  
 Des schwarzen Höllenhundes  
 Schloß sich bey dem Erstaunen  
 Des nie gehörten Liedes,  
 Die Göttinnen der Rache,  
 Womit sie Böse plagen,  
 Zerschossen jetzt in Thränen.  
 Ixion hatte selber  
 Auf seinem Unglücksrade  
 Hier eine kurze Ruhe;  
 Und Tantalus vermiede,  
 Vom steten Durst geplaget,  
 Jetzt wasserreiche Flüsse.  
 Der nie vergnügte Geyr  
 Dem Tityus die Leber  
 Zur steten Nahrung reichet,  
 Ward satt durch diese Lieder.  
 Von Mitleid eingenommen  
 Sprach dann das Reich der Schatten:  
 Nimm von uns die Geliebte,  
 Den Preis von deinem Liede,  
 Und freu dich deines Weibes.  
 Doch hör auch unsern Willen,  
 Womit wir dir sie schenken:

Wenn sie dieß Reich verlassen,  
 So wehre deinen Augen,  
 Ja nicht zurückzusehen.  
 Allein, Welch hart Verbieten  
 Kann Liebende bezwingen?  
 Sie lieben sich nur stärker.  
 Drum, als des Orpheus Augen  
 Noch an dem düstern Rande  
 Nach seiner Liebsten blickten,  
 Verlohr er sie auf ewig.  
 Euch meynet diese Fabel,  
 Die ihr nach jenem Lichte,  
 Im hoehrerhabnen Himmel,  
 Den Geist zu schicken suchet.  
 Wer die begiergen Blicke,  
 Von Eitelkeit besieget,  
 Bald wieder abwärts lenket:  
 Der kann zum größten Schaden  
 Das, was er herzlich wünschet,  
 Mit leichter Müß verlihren;  
 Weil er zurückstehet.

---

Ende des dritten Buchs.

